

„Mir gefällt es, wenn ein Gedicht klingt...“

Vilma Kaladytė

im Gespräch mit dem Poeten und Übersetzer Antanas A. Jonynas

*Sie leben die ganze Zeit in Vilnius. Was bedeutet es für Sie, ein Bürger dieser Stadt zu sein?*



Wenn man in einer Stadt beinahe das ganze Leben verbringt, denkt man nicht sehr darüber nach, was sie einem bedeutet. Erst dann, wenn man nach längerer Abwesenheit zurückkehrt und am frühen Morgen durch die noch leeren Straßen geht oder fährt, spürt man beinahe physisch, wie lieb und vertraut sie einem ist, wie menschlich ihr „Format“, und das in jeder Beziehung. Einerseits ist Vilnius für die Kultur ein sehr geeigneter Ort, denn es ist ein geistig-intellektuelles Zentrum, hier konzentriert sich beinahe das gesamte kulturelle Leben des Landes.

Obwohl, andererseits, einer schöpferischen Persönlichkeit, die ihre Ideen hat, der Ort, an dem sie sich aufhält – sei es der Mond, ein Dorf, oder eben Vilnius - nicht so wichtig ist. Mich freilich motiviert der Zauber dieser Stadt zusätzlich, mein ganzes Leben habe ich hier verbracht, schwerlich kann ich mich irgendwo anders vorstellen. Dennoch, in diesem quirligen Vilnius mich irgendeiner längerfristigen Arbeit zu widmen, finde ich schon kompliziert, die Vibration dieser Stadt behindert die Konzentration, sie zieht einen an sich. Wenn größere Arbeiten anliegen, setze ich mich von hier ab.

*Würden Sie behaupten, Vilnius zu kennen?*

In grundlegenden Zügen, ja. Aber Vilnius mit seinem historischen, architektonischen und sonstigen Raum ist, ungeachtet seiner relativen

Überschaubarkeit, schwer zu umfassen. Selbst wenn ich mich ein Leben lang speziell dafür interessiert hätte, könnte ich immer noch nicht behaupten, Vilnius wirklich zu kennen. Auch jetzt noch, beim Herumschlendern, entdeckte ich visuelle Details und Winkel, die bisher unbeachtet blieben. Ganz zu schweigen von den historischen Schichtungen...

*Und wohin würden Sie in Vilnius Gäste hinführen? Ich vermute, daß einer dieser Orte Užupis ist...*

Ja, auch nach Užupis würde ich sie führen, welches mir sehr wichtig ist, unter anderem als Ort meiner Kindheit. Hier, in der Vilniuser Mittelschule, jetzt Užupis-Gymnasium, hab ich elf Jahre lang die Schulbank gedrückt, die meiste Zeit hab ich hier verbracht. Übrigens ist das eines der ausdrucksstärksten, bildhaftesten Vilniuser Stadtbezirke. Mag es auch banal klingen, aber Vilnius, vom Subačius-Hang aus gesehen, erscheint phantastisch, es ist keine Schande, es jemanden zu zeigen. Überhaupt scheint mir das Stadtpanorama besonders schützenswert zu sein, schade, daß nicht alle Architekten dieser Meinung sind. Irgendwo Richtung Naujininkai kann und darf man auch ein neues Frankfurt hochziehen, aber im Tal sollte man etwas vorsichtiger sein. Man sieht es, wenn man von Šeškinė in die Ukmergė-Straße einbiegt: ein neues „Building“ verstellt die ganze Stadtansicht, obwohl es vom Tal aus gar nicht übel aussieht.

*Užupis symbolisiert jetzt eine Art Zeitenwende: Hier kreuzen sich Vergangenheit und Zukunft, Ruinen verwandeln sich in neue Gebäude. Finden Sie es bedauerlich, daß das einstige Flair dieses Ortes jetzt verblaßt und verlorengeht?*

Anfangs sträubte ich mich innerlich gegen diesen Prozeß, die verfallenden Häuser dort waren ein Teil meiner selbst geworden, mithin auch ein Wert, aber langsam gewöhnte ich mich an das, was dort neu entsteht. Diejenigen sind im Irrtum, die meinen, diese Ruinenlandschaft dort sei quasi ein Wert für sich. Eine Stadt muß bewohnbar sein, und sie muß leben. Großartig, daß wenigstens Užupis wiederersteht.

*Wiederersteht oder umgestaltet wird?*

Eine Umgestaltung im großen Stil kann ich nicht erkennen. Derselbe Raum wird erhalten, und in den selben Proportionen. Sehr zu wünschen ist, daß die Höfe in Ordnung gebracht werden. Weil in Užupis immer mehr wohlhabende Litauer wohnen werden, wird schließlich die gesamte Kommunikation in Ordnung gebracht. Das ist doch wunderbar. Gewiß, alles für reiche Leute, aber warum sollte alles für mich sein?

*Das Cafe „Užupis“, in dem wir uns jetzt unterhalten, ist Ihnen sicher auch ein besonderer Ort dieser Stadt. Hier sammeln sich schöpferisch veranlagte Menschen in einem eigentümlichen Klub, werden mit der Fahne der Republik Užupis empfangen.*

Wenn man darüber spricht, muß man zuerst Romas Lileikis erwähnen, der diesen besonderen Raum hier geschaffen hat, das Cafe, diesen ganzen Winkel hier. Anfangs zögerlich, aber dann mit immer entschlosseneren Schritten hat er hier ein Kulturzentrum geschaffen. Obwohl, wer kann es wissen, vielleicht finden sich junge, energische Menschen, die seine Idee fortführen.

*...in der Nachbarschaft das „Zentrum für alternative Kunst“...*

Ja, und außerdem werden hier eine Vielzahl von Galerien eingerichtet, die Kunst wird also nicht untergehen. Nur schade wäre es, die Idee der Užupis-Republik aufzugeben. Sie ist schön darin, daß hier vielleicht der einzige Ort ist, wo sich eine Gemeinschaft der Bewohner etablierte.

*Setzen wir unseren Spaziergang durch Vilnius fort und begeben uns zur Universität, wo Sie studiert haben.*

Das ist noch einer der schönsten Orte in der Stadt... Ich kann nicht sagen, daß ich ein sehr fleißiger oder eifriger Student gewesen wäre. Aber dennoch, wenn in mir etwas strukturhaft und bildungsmäßig ist, dann ist es meist das Verdienst der Universität. Es waren mehrere Motive, die mich ein Studium der Philologie wählen ließen, aber eines davon war der Wunsch, in diesen altherwürdigen Räumen zu studieren. In jenen geistlosen sowjetischen Zeiten herrschte hier doch ein wenig eine andere Atmosphäre, die Universität war geradezu ein luxuriöser Ort, wo man auch nicht ganz tolerierten Ideen nachgehen konnte. Obwohl es an

der üblichen Schizophrenie auch hier nicht fehlte. Aber im Schatten der Partei, des Militär-Lehrstuhls und des berühmten Prorektors lehrten auch sehr gebildete und kluge Leute, die bei weitem nicht alles öffentlich machen konnten, was sie wußten und dachten. Aber, wie man so schön sagt, *sapienti sat*.

*War ihr Interesse schon zu Universitätszeiten auf den „Faust“ gerichtet, dessen zweiten Teil Sie jetzt übersetzen?*

Weil ich, wie bereits erwähnt, die 16. Mittelschule besuchte, wo verstärkt Deutsch gelehrt wurde, beherrschte ich diese Sprache nach Schulabschluß recht gut. Aber später drohten alle Kenntnisse wieder verloren zu gehen. Denn damals gab es niemanden, mit dem man sich deutsch unterhalten konnte, man konnte allenfalls die ostdeutsche Presse lesen, und die war noch öder als unsere. Erreichbar war nur Klassisches, und das zog einen jungen Menschen überhaupt nicht an, der wollte die neueste Literatur, und auch ich war, versteht sich, dem Modernismus verfallen. Dennoch, bereits im ersten Studienjahr kaufte ich aus irgendeinem Grund zwei Bände „Faust“ in deutsch und las sie. Der ambitionierte Gedanke, sie zu übersetzen, hatte gezündet, aber weder die dazu erforderliche Entschlossenheit und Hartnäckigkeit waren vorhanden, noch überhaupt ein Motiv, es zu tun.

Ist doch die Übersetzung dieses Werkes eine Riesenarbeit, die ungewöhnlich viel Zeit und Anstrengung erfordert. Kaum wäre es dazu gekommen, wären da nicht äußere Zufälle zu Hilfe gekommen. Vom Schauspieler V. Masalskis angesprochen, ein Fragment des Stückes zu bearbeiten, sagte ich zu, sah dann aber gleich, daß man dieses Fragment allenfalls neu übersetzen konnte. Und danach fand ich Gefallen an dieser Arbeit. Ich dachte: Warum dann nicht den ganzen „Faust“ neu übersetzen? Übersetzen ist wirklich interessant, es gilt, sich nicht nur in den komplizierten Inhalt zu vertiefen, eine Masse nicht weniger interessanter Kommentare durchzuarbeiten, sondern auch formale Dinge litauisch erstehen zu lassen – sehr Unterschiedliches, was Versmaß, Rhythmus, Reim angeht. Das ist eine sehr gute Schule für einen, der professionell mit diesen Dingen befaßt ist. Übersetzen ist natürlich die Kunst des Opfers. Aber es ist angenehm, sich einzureden, daß es zuweilen gelingt, etwas auf die andere Seite zu bringen, ohne etwas geopfert zu haben.

*Wie bewerten Sie andere „Faust“-Übersetzungen?*

Solange ich nicht übersetzt habe, verhalte ich mich skeptisch – zumindest den litauischen gegenüber. Aber jetzt sehe ich, daß zum Beispiel Churgina's Übersetzung auch ihre Vorzüge hat. Es gibt stilistische Unebenheiten, formal klare Abweichungen, ein gegenüber dem Original verlängerter Text, ein nicht immer durchgehaltener Rhythmus. Und dennoch, von der formalen Seite betrachtet, ist es eine gute Arbeit. Außerdem, wie immer man es sehen mag, Übersetzen (wie, übrigens, auch das Lesen) ist stets Interpretation, und die Kriterien der „Richtigkeit“ immer zweifelhaft. Ich meine, daß selbst der Autor nicht immer die Autorität sein kann. Klar, er kann sagen, er habe „beim Schreiben das und das im Kopf gehabt“. Aber mir ist nicht das wichtig, was er im Kopf hatte, sondern das, was er zu Papier brachte.

Ich habe auch bulgarische, ukrainische und weißrussische Übersetzungsvarianten auf dem Tisch. Werfe beim Arbeiten einen Blick auf Pasternaks „Faust“. Die Übersetzung selbst ist genial, nur hat es sich Pasternak erlaubt, sehr frei mit dem Text umzugehen.

*Das ist die russische Übersetzungsschule, oder?*

Gewiß, und sie hat ihre Vorzüge. Die Russen, die sich bei formalen Dingen nicht aufhalten, bringen sehr schöne Werke zustande. „Faust“ ist ein deutsches Kulturdenkmal, es ist philosophisch, abstrakt. Pasternak verwandelt diese Abstraktheiten häufig in Bilder, schafft selbst großartige Bilder. Einige der russischen Varianten klingen stellenweise interessanter, moderner, schöner als das Original, aber dennoch ist das schon eine etwas andere Dichtung. So werde ich wiederholen, was ich gesagt habe: Ziel der russischen Übersetzer ist es, einen Text zu schaffen, der wie ein authentischer, origineller Text klingt. Für Wert befunden wird ein neuer Text, keine irgendwie adäquate Wiederholung des Originals.

*Was wollen Sie erreichen, wenn sie übersetzen?*

In einem gewissen Sinne ist die Aufgabe, die ich mir stelle, maximalistisch. Es geht darum, einen Text zu schaffen, der litauisch gut klingt und zugleich, soweit das möglich ist, die Treue zum Original wahr.

*Sehen Sie einen Widerschein der „Faust“-Idee in der litauischen Kultur?*

Das ist eine schwierige Frage. Wenden sie sich an Professor Donatas Sauka, der wird ihnen da besser Auskunft geben können. Hier müßte man die Idee des Faustischen und des Mephistophelischen umreißen, aber dann verengt man das Ganze doch wieder und hebt nur Aspekte hervor, die einem selbst interessant sind... Das Ideen-Spektrum des „Faust“ ist sehr weit gefächert, die Problematik der Dichtung universell. Hat Goethe doch alles zu umfassen versucht: Philosophie und Wissenschaft, Finanzen und Politik, Sex, alles, was man sich denken kann. Klar, aus heutiger Sicht sind nicht wenige der Probleme, welche die „Faust“- Dichtung aufwirft, banal geworden, sie sind nach allen Seiten und in allen Aspekten untersucht worden. Deshalb verstehe ich Leute, die sagen, daß ihnen „Faust“ uninteressant ist. Einige Stellen sind auch mir langweilig und uninteressant... Wer also Problemlösungen sucht, muß nicht unbedingt dieses Werk lesen, doch die Probleme, die es aufwirft, veralten nicht.

Die Ideen der „Faust“- Dichtung sind universeller Art, und in keiner Kultur zu umgehen, nur sollte man nicht vergessen, daß Goethes Werk nicht nur eine „Enzyklopädie“ seiner Zeit ist, sondern in erster Linie eine Dichtung.

*Der erste Teil Ihrer „Faust“- Übersetzung erschien 1999, vier Jahre trennen den ersten Teil vom zweiten. Übersetzen Sie nacheinander und folgerichtig?*

Das kann man so sagen. Ich übersetze sozusagen „der Reihe nach“, und ohne große Brüche, bei der sich die Sicht auf die Übersetzung ändert. Eine andere Sache ist, daß vielleicht jetzt, wo ich mich an den Text gewöhnt habe, das Übersetzen als Tätigkeit einfacher geworden ist. Aber der zweite Teil ist komplizierter und verwickelter als der erste, daher kann ich mir diesen Teil ohne Kommentare nicht vorstellen, obwohl Faust I ohne erklärende Beigaben erschien. Jetzt sehe ich schon die Mängel der Übersetzung des ersten Teils, und wenn Gott mir noch einmal eine neue Auflage beschert, wäre ich geneigt, sie zu korrigieren. Zum Beispiel würde ich der Charakterisierung der sprechenden Personen mehr Aufmerksamkeit widmen.

*Sie übersetzen auch aus dem Russischen und dem Lettischen. Wie ist es zu diesen Übersetzungen gekommen?*

Russische Poesie übersetzte ich als Auftragsarbeiten. Überhaupt hab ich erst jetzt mehr zu übersetzen angefangen. Einerseits wird für den „Frühling der Poesie“ und den in Druskininkai stattfindenden „Herbst der Poesie“ moderne österreichische Dichtung, auch deutsche, gebraucht, also bin meistens nicht ich es, der auswählt. Zum Beispiel, einen interessanten Poeten, Werner Söllner, fand ich beinahe auf mystische Art. In einer Weimarer Buchhandlung blätterte ich in einer zehnbändigen, von Marcel Reich-Ranitzki zusammengestellten Lyrik-Anthologie und stieß zufällig auf ein Gedicht, das mir vorkam, als hätte ich es selbst geschrieben. Im Internet fand ich die Koordinaten des Autors, es zeigte sich, daß wir gleichaltrig sind. Übrigens ist er in Rumänien geboren, wo er achtundzwanzig Jahre lebte. Er hat sich sehr gefreut, als er erfuhr, daß ich ihn ins Litauische übersetzt habe. Im vorigen Jahr lud ich ihn ein zum „Herbst der Poesie“. Leider kam er nicht, weil wir die Reise nicht finanziell unterstützen konnten. Poeten sind auch dort nicht alle reich. Ich hab mich dann mit ihm auf der Frankfurter Buchmesse getroffen, wo wir mit Vergnügen noch mehr Gemeinsamkeiten entdeckten. Übrigens, dieses erwähnte Gedicht zu übersetzen, ist mir bisher nicht gelungen.

*Was bedeuten für Poeten große Poesie-Veranstaltungen?*

Den „Herbst der Poesie“ stelle ich mir so vor, wie er jetzt abläuft. Viele Autoren aus dem Ausland werden eingeladen, so können wir sie persönlich kennenlernen und, wenigstens oberflächlich, auch ihre Texte. Vielleicht kommt wegen dem Geldmangel nicht immer die „Creme“, aber das sind stets recht interessante Leute, die dort ihre Kultur vertreten. Schön, daß diese drei Tage in Druskininkai sich nicht in poetische Rechenschaftsberichte verwandelt haben, sondern vor allem dem persönlichen Kennenlernen dienen.

*Das sozusagen informelle einander Kennenlernen ist sicher auch notwendig. Sie schrieben eine Diplomarbeit „Die Übersetzung Rilkes ins Litauische“...*

Rilke stand mir damals, und auch jetzt, als Autor näher als, sagen wir, Goethe. Als ich zu schreiben begann, war er der „wichtigste“ Dichter, er beflügelte meine Phantasie, von ihm lernte ich. Sein unmittelbarer Einfluß ist in den frühen Gedichten recht häufig: sowohl, was die Intonation angeht, als auch die Themenwahl und die Bildhaftigkeit. Gewiß, es traf sich, daß es in meiner Jugendzeit ausreichend Rilke-Übersetzungen gab, obwohl ich ihn auch gern im Original las, und in russisch.

Als Diplomarbeit wählte ich also ein mir sehr nahes Thema. Auf der Suche nach Rilke-Übersetzungen durchforstete ich die Presse der Vorkriegszeit, die war damals in sogenannten „Spezfonds“ weggeschlossen, zu denen man nur als „Spezialist“ Zutritt hatte, sich zuvor also mit Biten und Empfehlungen versehen mußte. Indem ich diese Publikationen durchsah, las ich nicht nur Rilke. Aber am wichtigsten war natürlich der Vergleich der Übersetzungen dieses Poeten.

*Aber es kommt wohl auch vor, daß der Text mehr sagt als der Autor.*

Das ist vielleicht immer so. Manchmal durchblättere ich meine vor zwanzig Jahren geschriebenen Texte, was mir damals so durch den Kopf ging... Vielleicht verblödet man mit dem Alter? Schließlich, beim Schreiben weiß ich nicht, was ich schreibe und was ich schreiben werde, das diktiert das Gedicht selbst. Sicher gibt es eine gewisse Tiefenstruktur des Textes, doch die Richtung, in die sich das Gedicht entwickelt, ist seinem Schöpfer unbekannt.

*Nimmt der Verstand denn gar nicht am Schreibprozeß teil?*

Wenn er vorhanden ist, nimmt er auch teil, aber er kommt später ins Spiel, dann, wenn man den verfaßten Text durchliest und analysiert, was für ihn gut ist und was nicht. Für mich beginnt das Schreiben mit der ersten Zeile, einer gewissen Gestimmtheit, vielleicht einem allgemeinem Zustand, aber ohne konkrete Gedanken und Ideen. Ich schreibe intuitiv, Poesie ist überhaupt eine intuitive Kunst. Zuweilen hab ich darüber nachgedacht, warum Dichtung mehr von Männern geschrieben wurde, und noch geschrieben wird. Keineswegs will ich die Rolle der Frauen hier verkleinern, es gab und gibt Dichterinnen, und sehr bedeutende. Aber aus irgendeinem Grund weniger als Männer. Es scheint, Frauen sind intuitiver, aber ihre Intuition ist gefühlsbetonter, und pure Gefühle



sind, meiner Meinung nach, der Poesie eher hinderlich als förderlich. Ein Gedicht ist auf logischer Intuition gegründet, vielleicht so wie die Mathematik oder das Schachspiel. Und Logik hält man traditionell eher für einen Männersport. Obwohl, behüte Gott, es gibt verschiedene Frauen, es gibt verschiedene Männer.

*Die, welche Ihre Poesie bewerten, heben gewöhnlich deren Musikalität hervor, ein gewisses Swingelement, ein gewisser Jazzrhythmus. Spüren Sie das selbst?*

Die Poesie ist von Natur her mit der Musik verbunden, schon daher, weil sie auf einem recht klar umschriebenen logischen und strukturellen Rhythmus basiert, letztendlich auch ursprünglich mit dem Lied verbunden ist, dem Gesang, dem Klagegesang. Und den Klang des Gedichts, seine Musikalität strebe ich bewußt an. Für mich ist es schön, wenn ein Vers klingt, wenn sich Melodie einstellt, Intonation, dynamische Windungen.

*Schreiben Sie Gedichte, indem Sie diese laut lesen?*

Das weiß ich nicht mal. Manchmal reicht auch ein inneres Klingen. Gewiß, nachdem ich sie geschrieben habe, lese ich sie auch laut, da geht es um die Melodie, die Intonation. Ja, vielleicht ist die Intonation bei der Poesie das wichtigste, nicht die rhythmische Genauigkeit oder die Klangharmonie.

*Jazz – ist das Ihre Musik?*

Ja, das ist meine Musik. Auch mein Schaffensprozeß ist „jazzmäßig“, auf Improvisation gegründet.

*Spielen Sie irgendein Instrument?*

Leider nicht. Nur wenn ich mich irgendwo versteckt habe, bringe ich zum eigenen Vergnügen eine Melodie zusammen.

*Hat die Bildende Kunst Einfluß auf Ihre Dichtung?*

Hier sind es sicher die Malerei und die Skulptur, die mir nahe stehen. Aber jedes gute Kunstwerk übt in gewissen Momenten Einfluß aus, lehrt einen das Staunen oder verhilft zu neuen Ideen, stimuliert die eigene Produktion. Konzeptionelles mag ich nicht. Wenn ein Kunstwerk nur eine Konzeption verkörpert, reicht mir auch die Konzeption selbst, und ich vertraue der eigenen Vorstellungskraft.

*Was stimuliert noch die Dichtung?*

Wenn man existiert, dann stimuliert alles.

*Und die Natur?*

Auch die. Obwohl ich ein Leben lang in Vilnius verbrachte, ist mir das Element der Natur lieb und teuer.

*Vilnius selbst überschreitet ja sozusagen mit einem Bein die Grenze zwischen Stadt und Natur.*

Das ist sicher ein weiteres Plus dieser Stadt. Man lebte geradezu von der Natur umzingelt, von allen Seiten eingehüllt.

*Spüren Sie eine geistige Verwandtschaft mit dem litauischen Poeten H. Radauskas?*

Radauskas war für mich einer der wichtigsten litauischen Poeten, nur ist es schwer zu sagen, worin. Vielleicht in der Grazie eines Gedichts und zugleich seiner konstruktiven Präzision. Seine Gedichte sind wie Gegenstände, sie gleichen einer wohlgeformten Skulptur, die man von allen Seiten betrachten und bewundern kann. Sein Verhältnis zur Poesie ist mir sehr nahe. Ich könnte Radauskas sogar für meinen Lehrer halten.

*Lesen Sie noch, was Sie früher geschrieben haben?*

Ja, aber nicht aus sentimental oder hedonistischen Gründen, sondern ich blättere sie manchmal durch, um, sagen wir, irgendeine Veranstaltung vorzubereiten. Da gibt es Gedichte, in denen ich selbst zuweilen etwas Unerwartetes finde, und dann bin ich mit ihnen zufrieden. An an-

deren hab ich dieses und jenes auszusetzen, aber auch sie sind mir lieb und wert, da gibt es Sentiments, deshalb möchte ich sie nicht verbessern und vervollkommen.

*Was ist das Ziel Ihrer Dichtung? Und vielleicht auch das des Lebens?*

Dasein Hier und Jetzt. Wenn das auch kein Ziel ist, so immerhin ein Wert, der sich selbst begründet. Schreibend suche ich mich kennenzulernen, und diese Selbsterkenntnis verwandelt sich in einen universelleren Akt, wird zu einem Moment der Welterkenntnis... Das Leben ist mir noch immer interessant genug.

Und noch eines ist wichtig: Hin und wieder zu spüren, daß man nicht nur für sich selbst lebt. Wenn sie mich schon fragen, ich hoffe, daß dieses Dasein irgend jemanden nötig sein wird.

*Danke für das Gespräch*

Aus: *Dienovidis*, 4/2002